

# Blätter für den häuslichen Kreis

Objektyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **34 (1912)**

Heft 22

PDF erstellt am: **08.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Blätter für den häuslichen Kreis

## — P f i n g s t e n . —

Von Elisabeth Kolbe.

Schon weben sich die duft'gen Schleier  
Um jedes Haus, um jeden Steig;  
Zur wonnefamen Frühlingsfeier  
Schmückt sich holdselig das Gezweig.  
Die meisten Blütenkerzen streben  
Wie Weihnachtslichter himmelan;  
Des neuen Lenzes Wunder weben  
Geheimnisvoll um Flur und Tann.

Und leise, leise geht ein Wehen  
Des Gottes Geistes durch die Welt;  
Ein tiefes, heiliges Verstehen  
Schwillt niederwärts vom Himmelszelt.  
Ein stiller Hauch von Gottesfrieden.  
Von Liebeshuld und Harmonie,  
Ein Streuen, aller Welt beschieden,  
Geht durch die Frühlingspoesie.

Nicht einer darf sein Haupt verhüllen  
In hoffnungsloser dumpfer Pein.  
Der Geist will jedes Herz erfüllen  
Mit lindem Trost und Sonnenschein.  
Der Geist will alle Mäden segnen  
Und die Belad'nen allzumal,  
Will jeder Seele still begegnen.  
O Herz erschließ' dich seinem Strahl!



Ein Wüstenbild aus Tripolis.

Die kleine Karawane der drei Gläubigen begrüßt betend die aufgehende Sonne. Das monotone Landschaftsbild mit dem Sandmeer links und rechts der Sandwüstenstraße gewährt einen schaurig-schönen Anblick.

## Die Wunderdoktorin.

Roman von Lisa W e n g e r.

24

(Nachdruck verboten.)

„Sage mir, Maria, wie wurdest du geheilt? Welche Mittel gebrauchte die Frau, um dein Leiden zu heben? Hastest du nicht das Gefühl, als seien böse Mächte im Spiel?“ Frau Maria lachte. Ihr blaßes, schmales Gesicht verzog sich dabei schmerzlich, als leide sie. Sie hatte das Lachen verlernt. „Nein, wahrhaftig nicht! Böse Mächte waren nicht im Spiel!“ Frau Amman sprang plötzlich von ihrem Stuhl in die Höhe, und eilte zu einem kleinen, polierten Eckschrank. „Aber, Susette, ich denke auch an nichts! Du nimmst gewiß ein Gläschen Malaga! Oder ein wenig Madeira?“ Das Fräulein schüttelte fast entsetzt den Kopf und machte mit beiden Händen eine abwehrende Bewegung.

„Was denkst du, Beste, ich trinke keinen Alkohol.“

„Dann soll Verene dir ein Täpflein Tee machen.“ Frau Amman zog an dem altmodischen Glockenzug mit den perlengestickten Rosen. Verene erschien und brachte schon nach wenigen Minuten das gewünschte Getränk.

Zierlich führte Susette Klingelin die Tasse zu Mund, den kleinen Finger ausstreckend. Bescheiden nippte sie und trank mit einem feinen, glucksenden Geräusch.

„Das erntemal, als ich mit Verene die Doktorin aufsuchte, hob Frau Amman zu erzählen an, „sprachen wir fast nur von unsern Kindern, und obgleich wir sie bei der Verlobung Susis beleidigt und übersehen hatten, ließ sie sich doch nichts anmerken. Fragen stellte sie wenig. Aber sie sah mich unaufhörlich und durchdringend an, daß mir fast unheimlich wurde. Während des ganzen Gesprächs hielt sie die Augen auf mein Gesicht gerichtet. Nach etwa zehn Minuten bedeutete sie mir, daß ich gehen solle, in einer Woche möge ich sie wieder aufsuchen.“

Als ich wiedertam, fragte sie eingehend nach meinem Leiden. Ob ich von jeher schwache Nerven gehabt? Wann ich die Schmerzen zum erstenmal gefühlt? Warum sie einträten? Wie? Warum? Ob ein äußerer Grund dazu da sei? Ich war verblüfft über die vielen Fragen, und wußte nicht immer was antworten. Als ich ihr erzählte, daß ich in der letzten Zeit das Licht nicht mehr habe ertragen können, und meinen Hals nicht mehr drehen, wandte sie plötzlich meinen Kopf so stark, daß ich aufschrie.

Auch bei diesem zweiten Besuch gab sie mir weder von dem Trank, noch verschrieb sie mir den berühmten ‚Erlöser‘. Als ich schon unter der Lüre war, fragte ich in großer Angst: „Aber nicht wahr, Frau Zuberbühler, mein Leiden ist doch zu heilen?“

„Selbstverständlich“, sagte sie. „Kommen Sie in acht Tagen wieder.“ Susette hatte so gespannt zugehört, daß sie ihre Tasse in der Luft behielt und zu trinken vergaß. Verene kam herein und brachte heißes Wasser zum Zugießen. Als langjährige Bekannte Susettes blieb sie vor ihr stehen.

„Was sagen Sie zu unserer Frau, Jungfer Klingelin? Auch heute geschehen noch Wunder, das hat man nun wieder einmal gesehen.“

„Wenn ich nur sicher wäre, daß es des Heilandes Hand gewesen, die das Wunder vollzogen, meine gute Verene, wie wollte ich mich freuen!“ Verene stemmte die Arme in die Seite.

Er hat vor fast zweitausend Jahren gelebt, wie könnte er meine Frau heilen.“

„So meine ich es nicht, Beste. Ich möchte sagen: Wenn nur sein Segen auf der Heilung ruht.“

„Das will ich meinen“, rief Verene, „sonst hätte die Doktorin auch nicht helfen können.“ Susette wiegte den Kopf. Ihre Seelengüte erlaubt ihr nicht, ihre Zweifel laut werden zu lassen, jetzt, wo nichts mehr zu ändern war. Maria Amman erzählte weiter.

„Das drittemal, als ich vor Marie Zuberbühler saß, hatte ich fast Herzklopfen. Sie untersuchte mich gründlich, beklöpfte und betastete jede Stelle meines Körpers, meines Gesichtes, meines Halses und meiner Schultern. Dann schwieg sie. Sie machte ein ganz feierliches Gesicht. Ich war bange, was sie sagen würde.“

„Frau Amman,“ begann sie, „ich will Ihnen eine Neuigkeit mitteilen.“ Ich sah sie ängstlich an, denn ich wußte nicht, wo sie hinaus wollte.

„Was für eine Neuigkeit?“ fragte ich.

„Sie haben gar keine Nervenkrankheit, liebe Frau Amman, das ist die Neuigkeit! Wenn Sie aber keine kranken Nerven haben, so brauchen Sie auch keine Schmerzen zu haben, nicht wahr?“ sagte die Zuberbühler.

„Was, ich hätte keine Schmerzen gehabt?“ rief ich. „Ich habe —“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Frau Amman,“ unterbrach mich die Doktorin. „Sie wollen sagen,“ Sie hätten sie doch gefühlt, und darunter gelitten. Aber ich habe Kranke gehabt, die vor Schmerzen schrien, und doch nicht krank waren. In Ihrem ganzen Körper ist keine Ursache zu Schmerzen. Es ist alles in Ordnung. Es sind keine entzündeten Stellen da, es sind keinerlei Funktionen gestört. Sie haben volle Bewegungsfreiheit aller Ihrer Glieder. Die Ursache zu Schmerzen fehlt also. Und ohne Ursache keine Wirkung, nicht wahr? Oder haben Sie schon einmal eine Flamme ohne Feuer gesehen?“

„Nein, natürlich nicht,“ sagte ich.

„Kann es also Schmerzen geben ohne Erkrankung?“ fragte sie.

„Ich denke nicht,“ sagte ich.

„Ich denke auch nicht,“ rief sie.

„Aber Dr. Uli hat mich doch auf Neuralgie behandelt.“

„Da hatte er ganz recht. Darauf mußte er schließen nach allem, was Sie ihm sagten. Aber da ich nun weiß, daß die Schmerzen seiner Behandlung nicht wichen und keine einzige kranke Stelle finde, so sehe und weiß ich deutlich, daß keine Schmerzen da sein konnten, weil keine Ursache dazu war. Begreifen Sie das?“

„Ja, das begreife ich,“ sagte sie. „Darauf sprach sie lange mit mir, um mich zu überzeugen, daß mein Leiden ein eingebildetes gewesen sei, daß ich die Schmerzen wohl gefühlt hätte, daß sie aber nur in meiner Einbildung wurzelten. Immer wieder fing sie davon an, damit ich es einsehe und wohl begreife, was sie meine.“

„Sie erzählten mir,“ sagte sie, „daß Sie die ersten Schmerzen gespürt, als eine Freundin bei einer Bootsfahrt mit Ihnen von Neuralgie überfallen wurde, und daß Ihnen das furchtbare Leiden Ihrer Freundin einen tiefen Eindruck gemacht hätte. Sie erzählten, daß Sie darauf ebenfalls von heftigen Schmerzen befallen worden seien und dies auf die Kühle des Abends zurückgeführt hätten?“ Ich nickte.

„Sie sagen, die Schmerzen seien wiedergekommen, so oft Sie auf dem See gefahren seien, hätten sich dann festgesetzt und seien zuletzt chronisch geworden?“

„Ja, so war es,“ sagte ich.

„Gut. Da haben wir also einen Fall, wo Flammen aufschlugen ohne Feuer. Sie spürten die Schmerzen, und doch war nicht die geringste Ursache dazu. Ihre Einbildungskraft war erregt, Ihr Mitgefühl stark. Weil Sie die Dame leiden sahen, fühlten auch Sie die Schmerzen. Die Schmerzen waren nie da.“ Verene unterbrach ihre Herrin.

„Ja, und da sagte ich zur Doktorin: das ist stark, daß Sie die Schmerzen leugnen wollen, denn ich bin manches Mal dabei gewesen, wenn meine Frau vor Schmerzen fast ohnmächtig wurde. Das habe ich nicht nur einmal miterlebt! Und nun denken Sie, Jungfer Klingelin, da streckte diese Frau die Hand aus, machte böse Augen und sagte: Wollen Sie gefälligst hinausgehen? Und ich mußte gehen, und durfte nicht einmal dabei sein und sehen, wie meine Frau geheilt wurde.“

„Ja, ja,“ sagte Susette zerstreut, denn sie wollte gerne hören, wie es weiter gegangen. Verene nahm irgend etwas aus dem Schrank und ging.

„Die Schmerzen waren nie da, sagte also die Doktorin. Wenn sie nie da waren, sind sie auch jetzt nicht da, nicht wahr?“

„Nein, natürlich nicht, sagte ich.“

„Drehen Sie den Kopf, sagte sie. Ich drehte ihn.“

„Bewegen Sie die Schultern. Ich bewegte sie. Es ging schwer, aber es ging.“

„Sehen Sie gegen das Licht. Ich wandte meinen Kopf gegen das Fenster.“

„Schmerzt es?“

„Nur ein wenig.“

„Nein gar nicht, sagte Marie Zuberbühler. Sehen Sie noch einmal hin, befahl sie. Schmerzt es?“

„Nein, jetzt nicht mehr.“

„So. Und nun können Sie für die Zukunft ganz ruhig sein, liebe Frau Amman. Wenn Sie einsehen, daß Ihnen

nichts fehlt, so werden Sie nie wieder Schmerzen haben. Damit schloß die Doktorin. Die ganze Unterredung und Untersuchung hatte fast zwei Stunden gedauert. Meine Schmerzen waren fort. Sie waren wie weggeblasen. Einzig die Schultern waren noch steif, und den Hals konnte ich noch nicht so gut drehen wie früher.

„Das ist merkwürdig, Beste. Findest du nicht, so daß das ganz merkwürdig ist? Sie hat dich also ganz ohne Medizin geheilt? Ohne irgend eine Medizin?“

„Ganz ohne irgend eine Medizin. Nicht einmal den ‚Erlöser‘ mußte ich gebrauchen. Und weißt du, eigentlich kann man sagen, daß sie mich gar nicht geheilt hat, weil ich doch nicht krank war.“ Frau Maria lachte.

„Und die Schmerzen sind nicht wieder gekommen?“

„Nein. Zuerst war ich matt und müde, aber nach zwei Tagen fühlte ich nichts mehr davon.“

„Und Klaus, der Gute, hat nicht gemerkt, daß du geheilt warst? Du sagtest es ihm nicht?“

„Nein, noch nicht. Ich wollte meiner Sache erst ganz sicher sein. Und dann fürchtete ich mich doch ein wenig. Ich war bange, wie er meine Gänge zu der Doktorin auffassen würde.“

„Liebste, es war nicht recht.“

„Aber Süßette“, rief ärgerlich, und mit einer so energischen Stimme, wie man sie seit Jahren nicht an ihr gewöhnt war, die Apothekerin. „Sei doch vernünftig! Der Erfolg rechtfertigt doch meinen Schritt vollkommen! Klaus kann doch nicht wünschen, daß es nicht geschehen wäre?“

„Ich weiß nicht“, sagte Süßette ganz leise, als sage sie es zu sich selber, „Allerliebste, ich glaube, du hättest ihn zuerst fragen sollen“. Darauf trank sie ganz kleine Schlüßlein Tee, und sagte ablenkend zu Frau Ammann: „Ich habe mein Haus verkauft, und bin ausgezogen. Das weißt du ja. Die Kasse blieb dort zurück. Die Leute versprachen, für sie zu sorgen. Ich gab ihnen natürlich etwas dafür. Und nun denke, nun ist sie mir nachgekommen, diese blinde, fast sieben-jährige alte Kasse ist mir nachgekommen! Meine Liebe, das bedeutet nichts Gutes für mich. Wir Klingelins dürfen nicht jung sterben! Du wirst sehen, ich muß so alt werden, wie alle Klingelins“. Betrübte strich sich das gute Fräulein über ihre dünnen Zöpfelein.

Auf dem Flur hörte man lautes Rufen. Es schien Frau Ammann Berenes Stimme zu sein. Jemand sprang die Treppe hinunter. Verwirrter Lärm scholl herauf. Dazwischen hörte man Alfred rufen.

„Was gibt es nur?“ fragte Frau Maria ängstlich. Sie läutete. Aber es kam niemand. Es war also wirklich Berene gewesen, die die Treppe hinuntergesprungen. Die Frau Apotheker ging zur Türe, öffnete sie und horchte. Plötzlich hörte sie gedämpftes Rufen: „Holt nicht den Andermat, holt den ersten besten“. Dann schlug man eine Türe zu, und darauf wurde es wieder still.

„Süßette, es ist etwas geschehen“, sagte Frau Ammann und wurde ganz bleich. „Es wird doch Klaus nichts gegeben haben?“

„Warum sollte es Klaus sein, meine Liebe? Klaus ist ja gesund. Es wird einem eurer Kunden etwas zugestoßen sein.“

„Ich weiß nicht, Süßette, mir ist angst“, sagte die Apothekerin. „Ich will hinuntergehen und nachsehen, was es ist.“ Als sie hinauswollte, knarrte die Treppe.

„Da kommt jemand“, sagten beide Frauen miteinander.

Es war Alfred, der eintrat, und seine Mutter mit einem verstörten Blick ansah. Er warf sich auf einen Stuhl, als ob er nicht mehr die Kraft habe, weiter zu gehen.

„Um Gotteswillen, Alfred, was ist geschehen?“

„Vater ist unwohl geworden.“

„Unwohl geworden? Warum? Was hat er?“ rief Frau Maria und rüttelte Alfred an der Schulter.

„Er ist krank“, sagte Alfred mühsam. „Du mußt ein Bett zurecht machen lassen. Er kann nicht allein gehen. Sie bringen ihn.“ Frau Maria fühlte, wie ihr Gesicht eiskalt wurde.

„Ein Schlagfluß?“ fragte sie tonlos.

„Ja“. Süßette sah wie versteinert auf ihrem Stuhl. Das Mitleid mit Maria zerprengte ihr fast das Herz. Sie fing leise zu weinen an. Aber Frau Ammann achtete nicht auf sie.

„Klaus, Klaus, Klaus“, sagte sie vor sich hin. „Es kann nicht sein.“

Da kamen schwere Tritte die Treppe hinauf. Alfred wollte hinaus, aber seine Mutter klammerte sich fest an seine Hand.

„Ich kann nicht allein gehen“, stammelte sie. „Hilf mir.“ Alfred nahm ihren Arm und führte sie über die Schwelle. Süßette blieb unbeweglich sitzen, faltete die Hände und betete.

Da standen schon die Männer, die den Apotheker die Treppe hinauf getragen. Neben ihnen Berene, den Kopf in der Schürze verborgen. Als sie Frau Ammann sah, schrie sie: „Jesus, Maria!“ und weinte laut auf.

„Wo sollen wir ihn hinlegen?“ fragte Anton, der tragen geholfen. Alfred deutete auf eine Türe und ging den Männern voran in das Schlafzimmer der Eltern. Berene riß die Decken vom Bett und schlug die Tücher zurück.

Man legte den Körper Klaus Ammanns auf das Lager. Seine Augen waren geschlossen und sein Mund stand offen. „Klaus“, flüsterte Frau Maria und faßte nach seiner Hand. Sie war leblos und fiel schwer auf das Linnen zurück. Jammervoll aufschreiend, warf sich die Frau über das Bett und vergrub ihren Kopf in die Kissen neben dem Gesicht des Mannes.

Die Träger waren gegangen. Alfred stand am Fenster und Berene saß auf einem Stuhl und schluchzte. Endlich hob Frau Maria den Kopf.

„Wie kam es?“ fragte sie. Sie weinte nicht.

„Er stand mit Anton im Laboratorium“, sagte Alfred langsam, als habe er Mühe, seine Gedanken zu ordnen. „Mitten im Reden fiel der Vater auf einen Stuhl und verlangte nach Wasser. Als Anton zurückkam, lag der Vater leblos auf der Erde“. Frau Maria streichelte die liebe Hand, die unbeweglich auf der Decke lag.

„Herr, nimm ihn mir nicht jezt“, betete sie in Todesangst. „Nimm ihn mir nicht gerade jezt, Herr, nimm ihn mir nicht“. Sie fiel wieder auf die Kissen und blieb dort liegen.

Man hörte Susis leichte Tritte auf der Treppe. Sie kam von einem Ausgang nach Hause. Alfred ging hastig hinaus, um sie zu empfangen und um ihr mitzuteilen, was geschehen sei während ihrer Abwesenheit. Er wollte sie umarmen, aber sie wich zurück.

„Pfiu! Du riechst ja nach Schnaps!“ Entsetzt starrte sie ihn an. „Und warum hast du gewinkt?“

„Susi, da drinnen liegt der Vater sterbend.“ Sie sah ihn an, ob er bei Sinnen sei.

„Drinnen auf dem Bett liegt er. Willst du hinein-gehen?“ Aber Susi wich zurück. Sie fürchtete sich.

„Ach nein, Alfred“, rief sie. „Seit Alfons Wezingers Tod ist mir das alles so gräßlich. Der Tod ist so schrecklich. Wir wollen hinausgehen. Später will ich dann zu ihm.“ Alfred ging mit ihr.

In der stillen Sterbestunde stand Berene neben ihrer Frau und stützte sie. Frau Maria weinte doch immer nicht. Aber sie wand sich stöhnend unter dem furchtbaren Schlag.

„Klaus! Klaus!“ Konnte Gott so hart sein und ihn ihr nehmen? Wollte Gott sie strafen, daß sie hinter dem Rücken ihres Mannes die Doktorin aufsuchte? Wollte es Klaus ersparen, es zu erfahren? Sie rang in Angst und Qual die Hände.

Frau Maria allein wußte nicht, was alle ändern im Haus wußten: daß Klaus Ammann erfahren, daß seine Frau bei der Quackalberin Hilfe gesucht! Und alle wußten es außer ihr: daß Klaus Ammann, nachdem er es gehört, kein Wort mehr gesagt hatte und zusammengebrochen war. Anton hätte Auskunft geben können, wie es gekommen.

Im Laboratorium standen beide, der Herr und der Gehilfe, und arbeiteten. Da sagte Anton, der noch nicht ver-gessen, daß der Apotheker ihn wegen des ‚Erlösers‘ barsch ab-gesertigt, ein wenig schadenfroh:

„Herr Apotheker, nun kann man Ihnen ja gratulieren.“

„Wie so?“ fragte Ammann.

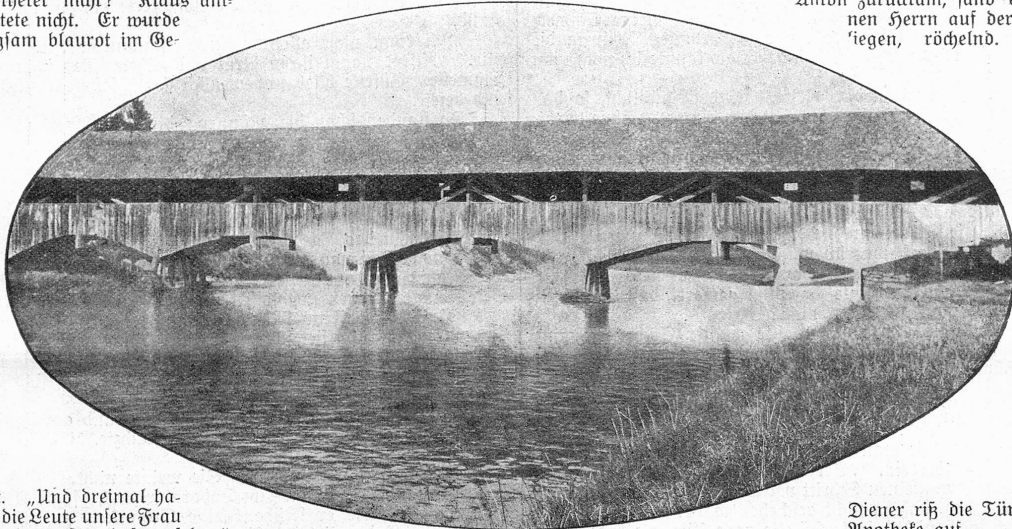
„Nun, das weiß doch schon die ganze Gegend, daß die Frau Ammann bei der Zuberbühlerin war, um sich furiere zu lassen.“

„Was plapperst du?“ schrie der Apotheker zornrot. Anton fuhr mit dem schweren porzellanenen Stöpsel in seinem Mörser herum, als wollte er ihn samt der Salbe zerreiben.

„He, nur was alle Welt sagt: daß die Frau Ammann bei der Quackalberin gewesen ist, bei der Wunderdoktorin. Man hat sie gesehen, wie sie im Wartezimmer saß mit der

Berene. „Wußte es der Herr Apotheker nicht?“ Klaus antwortete nicht. Er wurde langsam blaurot im Ge-

er bewußtlos zu Boden. Als Anton zurückkam, fand er seinen Herrn auf der Erde liegen, röchelnd. Der



Die alte Thurgaubrücke bei Weinfelden (Thurgau).

sicht. „Und dreimal haben die Leute unsere Frau auf dem Treuhof gesehen“, fuhr Anton gesprächig fort, immer an seiner Salbe rührend, ohne auf seinen Herrn zu achten. „Berene ist ja nachher in die Kirche gegangen mit der Frau, und dort haben sie Gott für die Heilung gedankt. Das hat mir die Berene selbst in ihrem Glück erzählt.“ Jetzt sah Anton auf und ließ entsetzt den Stößel in den Mörser fallen.

„Um Gotteswillen, Herr Apotheker, wie sehen Sie aus? Ist Ihnen schlecht?“

„Wasser!“ gurgelte Ammann und fiel rückwärts auf einen Stuhl. Es schien ihm, als rauschten die Meereswellen um ihn, als drängten die Wasser sich gegen ihn immer enger und enger, als lasteten die Massen auf seinem Hirn, bedrückten ihn und rissen ihn zuletzt mit in den tolen wirbelnden Reigen. Die Wasser wuchsen, wurden zu Bergen und zerrieben sein Hirn in den wahnwitzigen Tanz zu Atomen. Dann stürzte

Diener riß die Türe zur Apotheke auf. „Der Herr stirbt!“ schrie er. Alfred stand an dem kleinen Schrank und hielt ein gefülltes Likörglas in der Hand. Er sah Anton verstört an.

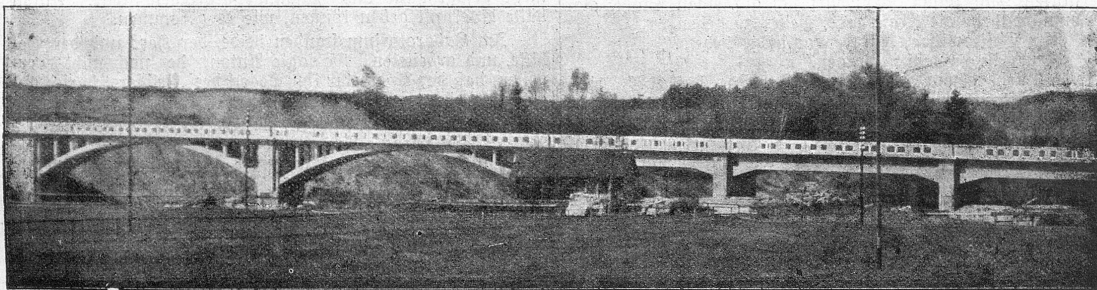
„Der Herr Apotheker stirbt“, schrie Anton noch einmal. Dann stürzte er hinaus, und läutete Berene und holte den Knecht, der im Hof Fässer zusammenschlug. Den Gehilfen schickte er nach dem Arzt.

Kopflös rannte alles durcheinander. Anton allein behielt seine Besinnung. Alfred lehnte an der Wand. Der Schreck hatte ihn ernüchert, aber unklar taumelten seine Gedanken durcheinander. Er war nicht imstande, eine Anordnung zu geben.

Endlich hoben die Männer den schweren Körper Klaus Ammanns auf und trugen ihn die Treppe hinauf. Das alles hatte sich vor einer Stunde abgespielt. Jetzt sah Frau Maria an ihres Mannes Bett und starrte ihn an, und die Verzweiflung grub ihre Krallen



Der Durchpaß der alten Thurgaubrücke bei Weinfelden mit der Post und dem alten Zollhaus.



Die neue Thurgaubrücke bei Weinfelden (Thurgau); der Neubau wurde am 15. März 1911 begonnen und Ende Novbr. fertig.



Das geschichtlich berühmte Schloß von Murten mit einem Teil der uralten Stadtmauer.

in ihr Herz. Sie weinte noch immer nicht.

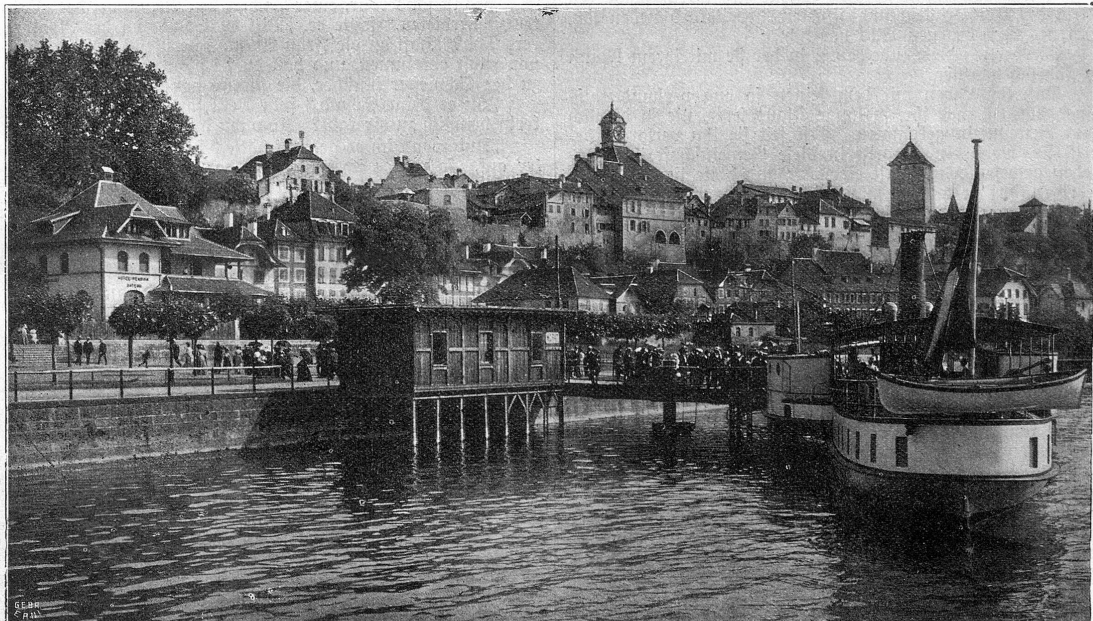
„Klaus, Klaus“, murmelte sie vor sich hin.

Der Arzt kam. Ein Pfleger kam. Man ließ dem Sterbenden zu Alder, man machte ihm Eisumschläge, aber Frau Maria sah und hörte nichts. Sie saß am Bett und starrte vor sich hin.

Susi kam schluchzend. Doktor Andermatt kam, um bei seinem Freund zu wachen. Uli Zuberbühler kam. Frau Maria sprach nicht und weinte nicht.

Sie wich nicht von dem Bett, auf dem der Mann lag, der ihr im Leben alles gewesen war, Halt und Stütze, und der sie gehegt und gepflegt hatte mit unermüdlicher Liebe und nie versiegender Geduld.

Als es finster wurde und man das kleine Nachtlicht neben des Kranken Bett stellte, der Pfleger nickend im Stuhle saß und schlief und nur das Röcheln des Sterbenden durch die Nacht zitterte, da kam es über sie, wie so ganz, ganz verlassen sie sein werde ohne Klaus. Und sie schrie auf, daß der



Das Städtchen Murten (St. Freiburg), amutig an der Ostseite des Murtnersees gelegen, in der Mitte das Rathaus, rechts das berühmte Schloß. — Hier fand am 22. Juni 1476 die Schlacht bei Murten statt, wo die Eidgenossen unter Hans von Hallwyl, Hans Waldmann aus Zürich und Kaspar Hertenstein aus Luzern den Burgunderherzog Karl den Kühnen aufs Haupt schlugen, 10,000 Burgunder kamen um, die meisten ertranken im See.

Mann auf seinem Stuhl erschrocken erwachte.

„Klaus verzeih mir, Klaus verzeih mir!“ Und als sie so rief im Jammer ihres Herzens, ging die Tür leise auf, und Süßette Klingelin kam herein, die nicht hatte nach Hause gehen wollen, weil die Freundin vielleicht ihrer bedurfte.

Das dürftige Figürchen setzte sich neben die arme Maria und nahm ihr Hand.

„Ich habe ein Unrecht an ihm getan“, flüsterte Frau Maria, „und kann ihn nun nicht mehr um Verzeihung bitten.“

„Gott verzeiht dir“, sagte Süßette fest.

„Aber er hat mir nicht mehr verziehen“, jammerte Frau Amman. „So habe ich ihm seine Liebe gelohnt! Das habe ich ihm antun können! Und er kann mir nicht mehr verzeihen! Er geht mit meinem Unrecht in den Tod! Süßette, er tritt mit meinem Unrecht vor Gott.“

„Maria, meine Liebste, er wird dir dort oben verzeihen! Er wirft seine Liebe auch nach seinem Tode noch empfinden. Wie den leisen Schlag von Taubenflügeln wirst du sie fühlen. Seine Liebe wird um dich sein und dich trösten.“ Unermüdetlich sprach sie der Bergweifelnden Trost zu.

Sie redete von der Herrlichkeit, zu der der gute Klaus eingehen dürfe.

„Er wird es gut haben, Maria, meine Teure. Er wird zu Füßen Gottes sitzen und jubeln ob des Himmels Herrlichkeit. Gönne ihm Gottes Nähe, Maria. Habe nur ein wenig Geduld, und du bist wieder bei ihm, bei deinem Lieben, und ihr lobpreiset den Herrn zusammen in großer Freude.“

Das Gesicht der schwächlichen Trösterin glänzte verzückt. Sie redete so sanft, und tröstete so bestimmt, und fand in ihrer Liebe die rechten Worte, daß es ihr gelang, die arme Frau zu beruhigen. Sie knieten beide an des Sterbenden Bett nieder, neigten ihre Häupter und falteten ihre Hände. Und während sie beteten, ging Klaus Amman hinüber in das Land, das Süßette Klingelin so gerne an seiner Statt betreten hätte.

Das Flüstern der betenden Lippen begleitete seinen letzten Seufzer. Als die Freundinnen sich von den Knien erhoben, deutete Süßette auf Klaus, und während die Tränen ihr über die welfen Wangen rieselten, sagte sie feierlich: „Er ist bei Gott. Gönne es ihm.“ . . .

Frau Maria hatte sich ihrer wiedererlangten Gesundheit nicht freuen können. Sie trug sie wie einen gestohlenen Schmuck.

Seit Klaus Ammans Tod saß sie in ihrem schwarzen Kleid am Fenster, den ungeöffneten Arbeitskorb neben sich, und des Verstorbenen Bild vor sich.

Sie verließ die Stube kaum, in der sie mit ihrem Mann so glücklich gewesen.

Daß ihr Leben mit dem seinen so eng verbunden, so eins gewesen, war ihr, so lange Klaus lebte, nie so deutlich zum Bewußtsein gekommen. Erst seit sie ihn verloren, begriff sie, wach ein Eingriff in diese Gemeinschaft ihr Vorgehen gewesen war. Mit eigener Hand hatte sie das Band zerrissen, das sie mit ihrem Lebensgefährten verbunden.

Es war ihr nicht erspart geblieben zu erfahren, was seinen letzten Minuten vorangegangen. Sie beschuldigte sich, die Ursache seines Todes zu sein.

Tag und Nacht zermarterte sie sich in Reue. Sie saß regungslos in ihrem Stuhl, die Hände gefaltet. Weder Alfred noch Süßette Klingelin vermochten sie dazu zu bringen, irgend eine Arbeit zu unternehmen. Sie saß und sann und weinte und betete.

Aber mehr noch als sich selbst, beschuldigte sie andere, schuld zu sein an ihres Mannes Tod.

Es tat ihr wohl, einen Teil der drückenden Last abwerfen zu können.

Von Berene hatte sich ihr Herz abgewandt. Sie konnte es nicht vergessen, daß die langjährige Dienerin die Bersucherin gewesen, die sie immer von neuem gebeten und ermuntert hatte, die Doktorin aufzusuchen, und immer wieder versichert hatte, daß der Apotheker sich freuen würde, eine gesunde Frau zu haben. Starr klammerte sie sich an den Gedanken, daß Berene die Hauptschuld trage.

Unter Tränen hatte die treue Hausgenossin sie gebeten, doch gerecht zu sein und zu bedenken, daß ja nur die Liebe zu ihr die Triebfeder gewesen zu ihrem Rat. Man habe unmöglich denken können, daß der Herr sich die Sache so würde zu Herzen nehmen. Sie habe wirklich geglaubt, er werde wohl anfangs schelten, sich dann aber zufrieden geben wie

immer, und sich freuen, seine Frau ohne Schmerzen zu wissen.

Es nützte nichts. Frau Maria blieb kühl und zurückhaltend gegen die treue Magd, die oftmals abends bei ihrem Lämplein in der Küche saß und bitterlich weinte.

Einen wahren Widerwillen hatte Frau Amman gegen die Doktorin gefaßt. Man durfte ihren Namen nicht mehr vor ihr nennen. Sie sah sie nicht mehr mit ihren eigenen Augen, sondern mit denen ihres verstorbenen Mannes, doppelt scharf um ihrer eigenen Schuld willen.

Sie begriff jetzt Klausens Aerger und Zorn, weil sie ihn begreifen wollte, und haßte ihn unbegreiflicher Verblendung, wo sie hätte danken sollen.

Frau Maria fing auch an, sich von ihrer Schwiegertochter fern zu halten. Sie vermied es, mit ihr zusammen zu sein. Sie suchte ihren Sohn zu überreden, Susi jeden Besuch auf dem Treuhof zu verbieten.

Alfred, der mehr trank als je, war selten ganz Herr seiner Sinne. Er versprach in einem Augenblick der Gereiztheit gegen Susi, der Mutter Wunsch zu erfüllen.

So gelang es Frau Amman, ihre eigene Schuld andern aufzubürden, wobei sie nicht einmal selbst entlastet wurde, denn sie quälte sich nach wie vor in bitterer Reue.

Sie ging täglich zur Kirche, spendete mit vollen Händen Almosen, betete, und sonderte sich von allen andern selbstsüchtig ab.

Hatte sie vorher nur ihrem Leiden gelebt, so lebte sie jetzt dem Schmerz um ihren Mann, und hatte nun niemand mehr, der ihr in liebevoller Geduld zur Seite stand.

Maria Amman war arm geworden.

#### XIV.

Im Treuhof saß Marie Zuberbühler in tiefen Gedanken in ihrer Stube, die Hände, die sonst nie rasteten, im Schoß gefaltet. Ihre scharfen Augen hafteten auf dem Gerippe, das den „Erlöser“ feilbot mit dem stolpernden Tod.

Stand nur ihm der „Erlöser“ im Weg? Nicht auch ihren Kindern? Stolperten sie nicht alle darüber? Ihre Augenbrauen berührten sich, so stark zogen sie sich zusammen.

Ihr Bruder lehnte an der Wand und las einen Brief, den die Doktorin ihm gereicht. Er war von Susi. Sie schrieb der Mutter, daß sie auf Wunsch ihres Mannes den Treuhof nicht mehr besuchen dürfe und bat die Mutter, ihr darob nicht zu zürnen.

Tefil faltete den Brief zusammen.

„Es ist sonderbar, einer Tochter den Besuch bei der Mutter zu verbieten“, sagte er. „Bist du Schuld an des Apothekers Tod? Hast du die Frau Amman gerufen? Ist sie nicht von selbst gekommen, und hast du sie nicht geheilt?“ Er sah zu der Schwester hinüber, die stumm vor sich hinblickte.

„Ist es deine Schuld“, fuhr Tefil fort, „daß die Apothekerin heimlich zu dir kam? Konntest du es wissen?“

„Und wenn ich es gewußt hätte“, fuhr Marie Zuberbühler auf, „so würde ich mich nicht darum gekümmert haben. Die Apothekerin ist kein Kind mehr und wußte was sie tat. Sie wollte geheilt sein, und sie wurde geheilt.“

„Schwester“, begann der Bucklige und riß verlegen an einem seiner Jackenknöpfe, „du bist in der letzten Zeit gar nicht mehr dieselbe. Du bist still und bedrückt. Es scheint mir, als habest du nicht mehr die rechte Freude an deiner Arbeit.“ Marie Zuberbühler sah Tefil ins Gesicht.

„Da hast du recht“, sagte sie.

„Warum aber nicht?“ fragte erstaunt und bekümmert Tefil. „Was fehlt dir? Was willst du noch erreichen? Alles ist dir geworden. Der Tag hat nicht Stunden genug für die Arbeit, die du bewältigen solltest. Du bist geachtet und geehrt wie keine im Land und weißt bald selbst nicht mehr wie reich du bist.“

„Es freut mich alles nicht mehr“, sagte die Doktorin.

„Aber warum nicht?“

„Weil ich mir vorkomme wie ein Baum ohne Blätter.“

Tefil riß seine blauen Neuglein auf und starrte die Schwester an.

„Du?“

„Einsam komme ich mir vor, daß du es nur weißt, Tefil. Und gedeiht auch alles um mich, bin ich berühmt und reich geworden, geachtet und geehrt von den Leuten, es fehlt mir doch das Beste. Ich habe keine Kinder mehr. Sie haben mich verlassen. Wir können nicht mehr zusammenkommen. Der Treuhof steht zwischen uns. Der trennt uns, Tefil.“

Der Verwachsene sagte nichts. Er schüttelte nur seinen großen Kopf und sah zu Boden.

„Schuld habe ich keine, Tefil,“ fuhr Marie Zuberbühler fort, „und doch sieht es aus, als geschehe durch meine Schuld alles, was geschieht. Alfons Wezinger starb durch sein Lafter, aber Margrit glaubt doch, ich habe ihn in den Tod getrieben. Susi trennt sich von mir oder läßt sich trennen, und doch ist es nicht meine Schuld, daß ihres Mannes Mutter den Treuhof aussuchte und ihres Mannes Vater an dieser Erkenntnis starb. Und Uli — Tefil, an Uli mag ich gar nicht denken. Es ist mir ein unsäglicher Kummer, daß gerade er am Treuhof scheitert. Aber kann ich's ändern?“

„Deine Kinder sind ihre eigenen Wege gegangen, Schwester. Du hast sie nicht hineingerieben. Du hast sie gewarnt.“

„Das habe ich,“ sagte Marie Zuberbühler. Sie legte ihre beiden starken Arme auf die Seitenlehnen ihres Stuhles und sann.

„Ueber meinen Beruf ging mir nichts, er ist mein Glück gewesen, solange ich die Kinder glücklich wußte. Als Uli in Zürich an seinem Platz war, die Mädchen hier bei mir tun konnten, was sie gerne mochten, lachten und scherzten, da bin ich mit Stolz und Freude meiner Arbeit nachgegangen, mit der Befriedigung, die der Erfolg gibt. Jetzt ist es anders. Wenn ich mich auch auf dem Treuhof wie eine Fürstin fühle, so fange ich doch an, ihm zu zürnen, denn er nimmt mir meine Kinder.“ Sie rief es fast leidenschaftlich und ihr ausdrucksvolles Gesicht glühte.

„Da oben quält sich Uli mit seinem Spital, setzt alle seine Kräfte ein für nichts, und vergeudet seine Energie und Ausdauer. Hier unten bin ich ihm im Weg und schneide ihm den Lebensfaden ab.“ Tefil sah starr vor Verwunderung in der Doktorin Gesicht.

„Du bist krank, Schwester, sonst würdest du so nicht reden. Du, die Zuberbühlerin!“

„Nein, ich bin nicht krank. Aber die Nächte sind nicht zu zählen, in denen ich schlaflos daliege und darüber nachsinne, wie ich Uli helfen könnte und ihm den Friedberg erhalten. Und ich finde nichts. Geld nimmt er ja doch nicht von mir, und zudem wäre es ein nutzloses Opfer. Neben mir ist der Friedberg nicht zu halten.“

„Wenn Uli hier herunter käme und mit dir am gleichen Strang jöge, so wäre ihm bald geholfen,“ sagte Tefil, der auf Erden nichts Höheres kannte als seine Schwester und den Treuhof.

„Ned' nicht dumm,“ rief die Doktorin heftig. „Davon kann keine Rede sein. Dazu ist mir der Uli zu gut.“

„Was? Zu gut für etwas, was seine Mutter tut? Und was Hunderten zur Gesundheit verhilft? Dazu soll er zu gut sein? Zu gut nicht, aber ihm würde nicht gefingen was dir gelingt, das ist es.“

„Tefil, Ende Mai wird das Bezirkspital geschlossen, der Tobler hat es mir gesagt. Es sei aus mit dem Friedberg. Gelder, um ihn weiter zu führen, werden von keiner Seite bewilligt. Uli muß fort.“

„Er kann an einem andern Ort wieder anfangen.“

„Und damit, meinst du, sei es getan, Tefil? Das ist nicht dasselbe, wie wenn einer zum zweitenmal einen Bäckerladen eröffnet. Bei einem solchen Mißerfolg läßt ein rechter Mensch von seinem Herzblut zurück.“

„Schwester, du warntest ihn. Er wollte nicht hören.“

„Weider nicht,“ seufzte die Doktorin. „Weider, leider nicht.“

„Darum laß den Kopf nicht hängen,“ rief Tefil. „Ich kenne dich ja gar nicht mehr! Es ist schon manchem nicht gegangen, wie er es gewünscht hat, deine Kinder werden keine Ausnahmen sein. Schweres hat etwa ein jedes durchzumachen. Du bist doch sonst nicht so weichlich.“

„Diesmal geht es mir halt ans Herz,“ sagte die Doktorin. „Und wie es einer Mutter ums Herz ist, wenn sie ihre Kinder nicht glücklich weiß, das kannst du nicht beurteilen.“

„Nein,“ brummte Tefil, „und ich bin froh, daß ich's nicht kann.“ Dann ging er an seine Arbeit. — — —

Wenige Tage später stand Marie Zuberbühler vor der Türe ihres Wartezimmers und sah den abziehenden Wagen nach, die den Treuhof verließen. Es war schon Abend und sie war müde. Da sah sie Uli kommen. Sie erschrak. Was bedeutete das? Was war geschehen, daß er kam, nachdem er so lange weggeblieben? Sie ging ihm entgegen.

„Gott grüß dich, Uli.“ Sie streckte ihm ihre feste Hand entgegen.

„Guten Abend, Mutter, wie geht es dir?“

„Gut.“ Sie vermied ihm gegenüber die übliche Gegenfrage. Sie wußte, wie seine Antwort lauten mußte.

„Wollen wir hineingehen, Mutter. Ich habe dir allerlei zu sagen und möchte nicht gern gestört werden.“

„Gewiß, Komm in meine Stube.“ Sie gingen zusammen ins Haus, und betraten Marie Zuberbühlers sonderbares Zimmer, in dem Uli seit Monaten nicht mehr gewesen war. Er sah sich um. Da hing die große Karte mit den roten Punkten, die sich, seit er sie als Junge studiert, verhundertsacht hatten. Da hingen, wie dürre Bohnen an Fäden, die närrischen Dankschreiben. Da stand das Gerippe, freundlich grinsend, und aus den mächtigen leeren Höhlen ihn anstarrend, und da war auch der „Erlöser“, der ominöse Topf mit dem stolpernden, klappernden Tod. Alles, alles wie früher.

Und was er da sah, hatte seinen Hoffnungen das Grab gegraben.

Uli setzte sich schweigend. Der Hals war ihm wie zugeschnürt. Marie Zuberbühler nahm ihm gegenüber im Lehnstuhl Platz. Sie zog die Schnupftabakdose aus der Tasche und drehte sie in den Fingern.

Sie fühlte, daß ihr ein Leid bevorstehe, daß Uli ihr etwas Schmerzlicheres zu sagen habe, und es bangte ihr davor. „Nun Uli?“ ging sie dem Gefürchteten entgegen.

„Mutter, ich habe dir mitteilen wollen, daß Ende Mai das Bezirkspital geschlossen wird“, begann Uli ziemlich ruhig.

„Ich habe es gehört. Tobler sagte es mir.“ Ihre Stimme klang gepreßt und ihre Augen hielt sie auf den Boden gerichtet. Sie mochte den Sohn nicht ansehen.

„Wenn du wüßtest, wie schmerzlich es mir ist, dich in dieser Lage zu sehen. Es tut mir so leid um dich, Uli.“

Er antwortete nicht.

„Was gedenkst du zu tun?“

„Ich habe mich um die Stelle des Oberarztes am holländischen Spital in Sumatra beworben“, sagte Uli, „und da Professor Baumer mich empfiehlt, so werde ich sie wohl erhalten.“

„Uli!“ schrie die Mutter, „du willst so weit weg!“

„Dachtest du, ich würde mich im Städtlein unten festsetzen“, fragte Uli bitter, „und noch einmal durchmachen, was ich eben hinter mir habe? Nein, ich will so weit weg als möglich, um nichts mehr zu hören und zu wissen von dem, was ich diesen Winter erlebt habe. Einer solchen Enttäuschung setzt man sich nicht zum zweitenmal aus. Mein Selbstgefühl war nie sehr groß, nun liegt es zerstückelt am Boden. Bin ich so weit, mir selbst wieder etwas zuzutrauen, so werde ich nach Europa zurückkehren, vorher nicht.“

„Und Madelene Andermatt? Ich hoffte, daß sie deine Braut werde.“

„Wie darf ich ihr von meiner Liebe reden? Ein Mann, der keinen Boden unter den Füßen hat.“

„Das ist traurig,“ sagte Marie Zuberbühler.

„Ja, es ist traurig.“

„Uli, es muß einen Ausweg geben.“

„Es gibt keinen.“

„Versuche es doch irgendwo hier im Lande.“ Er zuckte die Achseln.

„Willst du mir nicht erlauben, dir zu helfen? Laß dich in der Schweiz nieder, es braucht ja nicht in der Nähe zu sein. Heirate, und bleibe im Lande. Du wirst bald Praxis haben. Du kannst dein Erbe vorwegnehmen. Es gehört ja doch einmal dir, und ich brauche es nicht.“

Die Mutter stand auf und trat neben den Stuhl ihres Sohnes. Sie wollte seine Hand streicheln. Aber er schien es nicht zu bemerken.

„Sei nicht stolz deiner Mutter gegenüber. Was ich verdiente, ist ja doch für euch drei. Willst du, Uli?“

„Nein, Mutter. Du meinst es gut, aber das darfst du mir nicht zumuten. Ich soll irgendwo hinziehen, und von dem Gelde leben, das du mit dem „Erlöser“ verdient hast? Nein, so tief bin ich noch nicht gesunken.“

„Es ist ehrlich verdientes Geld!“ rief Marie Zuberbühler. Sie ging durchs Zimmer, lehnte sich an den grünen Kachelofen, der in der Ecke stand, und wärmte sich die Hände, denn es war neuerdings Schnee gefallen. Er lag wie Schaum auf den Ackerfurchen.

„Christlich?“ rief Uli laut, den die Bitterkeit ungerecht machte. „Wie mans nimmt.“ (Fortsetzung folgt).



## Das Flirten der Bureaudamen

Ein Leipziger Gericht hat dieser Tage die Frage entschieden, ob Flirten eine Sünde sei. Es lag nämlich folgender Fall vor: Eine in einer Leipziger Kunsthandlung angestellte Büroistin war von dem Chef ohne Kündigung entlassen worden, weil sie mit dem Proturisten geflirt hatte. Der Chef selbst hatte dies auch wörtlich in der Verhandlung vor dem Kaufmannsgericht, vor dem er auf Zahlung des Gehaltes bis zum Ablauf der gesetzlichen Kündigungsfrist verklagt worden war, als Entlassungsgrund angegeben. Das Kaufmannsgericht aber stellte sich auf den Standpunkt, „daß so ein kleiner, harmloser Flirt keine Sünde ist und auch kein Grund, eine Angestellte deshalb vom Fleck zu entlassen“. Deshalb muß, wer die sofortige Entlassung gibt, das Gehalt bis Ablauf der Kündigungsfrist zahlen. Die Herren Prinzipale werden es also schon mit erzieherischen Maßregeln versuchen müssen, wenn ihre Geschäftsdamen ihnen gar zu flirtsüchtig scheinen, meint zu diesem Entscheid die „Frankfurter Zeitung“.

## Neues vom Büchermarkt

**Der Kampf der weißen und der roten Rose.** Roman von Georg Hirschfeld. Gebietet M. 4.—, gebunden M. 5.—. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1912). — Georg Hirschfelds neuer Roman, der, zuerst in der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ erschienen, jetzt in Buchform vorliegt, ist im wesentlichen eine Ehegeschichte, die Geschichte zweier Menschen, die aus verschiedenen Gesellschafts- und Bildungssphären stammend, sich in früh erwachter Jugendleidenschaft zusammenfinden, sich mit- und einander entwickeln. Der stärkere, eigentlich gebende und stützende Teil in dieser innerlich ungleichen Ehe ist die Frau, die Tochter einfacher Kleinbürgerleute, ein Geschöpf voll unverbrauchter Naturkraft, angeborenen Weltverstandes und starken, zur Selbstaufopferung bereiten Empfindens. Der Mann, Sohn eines

angeesehenen Künstlers, in glänzenden äußeren Verhältnissen aufgewachsen, ist eine im Grund schwache, haltlose Natur, immer mit großen wissenschaftlichen Plänen beschäftigt — darunter eine Geschichte des „Kampfes der weißen und der roten Rose“ —, die nur sehr langsam und fragmentarisch heranreift. Als nach seines Vaters Tod der Wohlstand des Hauses allmählich zusammenbricht, gestaltet sich die Situation dauernd so, wie sie sich schon in der ersten Zeit der Ehe, als das junge Paar mit den beiderseitigen Eltern gebrochen hatte, anließ. Toni, die Frau, ernährt von ihrer Arbeit (sie läßt den modernen Beruf einer Gymnasiallehrerin aus) Mann und Kind. In dem Glück der heranblühenden Tochter, die sich früh mit einem geliebten Mann zusammenfindet und in der gleichfalls fast mütterlichen Fürsorge für den eignen Mann wird der mutigen Frau der Lohn für ihr unermüdliches Ringen. Einer vielfältigen, von den verschiedensten Persönlichkeiten belebten Umwelt erwächst diese Ehegeschichte; Tonis Familie und Elternhaus, das brave Stadtkochschepaar Tränke mit der immer scheltenden Großmutter und den drei hübschen Töchtern; das äußerlich glänzende aristokratische Künstlerdasein der Rominaers — beides in einer mittleren süddeutschen Residenz; dann das stille einsame Haus eines blinden Gelehrten in Dabau, wo die Liebenden nach ihrer Flucht aus der Heimat die erste Unterkunft finden, endlich Mündchen und das Treiben in den dortigen Gelehrten- und Künstlerkreisen. Daß dies alles mit warmem Herzen, mit erstem künstlerischem Streben dargestellt ist, braucht denen, die Georg Hirschfelds sympathische, herzlichen Anteil für seine Schöpfungen weckende Dichternatur kennen, nicht erst versichert werden. Und so verfolgt man denn mit literarischem Interesse und mit immer wachgebaltener Spannung und menschlicher Teilnahme auch dieses neue Werk Hirschfelds von den stürmisch verworrenen Anfängen der Liebesgeschichte bis zu dem in leiser Resignation harmonisch verklingenden Ausgange des Eheromans.

**Von Ihr und Ihm.** Dialoge von Rudolf Presber. Gebietet M. 3.—, gebunden M. 4.—. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Ein „neuer Presber“ — das ist die Aussicht auf ein paar Stunden fröhlicher, anregender Lektüre; die Aussicht auf Bekannt-

schaft mit einem Buch, bei der man es nicht mit der ersten Begegnung bewenden läßt, sondern zu der man gern noch öfter zurückkehrt. Diese Aussicht enttäuscht auch der Band mit den knappgefaßten, elegant geführten Dialogen nicht, der in dreizehn Miniatur-Einacten einer davon ist nicht Dialog, sondern Monolog) allerlei Indiscretionen „Von Ihr und Ihm“ in der feinsten Weise ausplaudert. „Sie“ und „Er“ werden dabei nicht etwa immer von denselben Personen agiert; mehrere Male sind es Ehepaare in einem mehr oder weniger vorgeschrittenen Stadium des häuslichen Krieges, zum Teil kurz vor jenem Friedensschluß, den man im bürgerlichen Leben Scheidung nennt; aber auch Liebespaare von teilweise recht zweifelhafter Legitimität; einmal zwei alte, vornehm stille Menschen, die an einem melancholisch schönen Sommerabend entdecken, daß es ein unglücklicher Irrtum war, was sie vor 53 Jahren auseinandergeführt; einmal ein achtjähriger Junge und ein siebzehnjähriges Mädchen, die in abmühsamem Gepulander an allerlei trübe Familiengeheimnisse freilegen. Man sieht schon aus diesen Andeutungen: es ist nicht bloß Humor in dem neuen Buch, sondern auch viel Satire, manchmal auch ein leiser Hauch von Wehmut und Resignation. Und so ist es bei aller Knappheit der Form ein sehr buntes und abwechslungsreiches Buch geworden: welsch scharfer Kontrast etwa zwischen dem elegischen „Sommerabend“ u. dem fast grauam ironischen Dialog „Scheit“, oder zwischen dem drolligen Gepräch „Bei 35 Grad im Schatten“ und dem nachdenklichen „Verbit!“ — Der Mannigfaltigkeit des Ganzen aber entspricht der Reichtum an lustigen und treffenden Einfällen und Beobachtungen im einzelnen, die mit Sicherheit und Eleganz überall eingetreut und verwoben sind und diesen kleinen Weltanschnitten zugleich vieldeutendes Leben und weitere Perspektiven geben. So bedauert man schließlich am Ende des Buches, daß es nur dreizehn solcher Miniaturbildchen enthält, und man wünscht den Dichter recht oft und recht bald wieder „von Ihr und Ihm“ allerlei heitere Bosheiten ausplaudern zu hören.



**NEU!**

303

# MAGGI'S

## Teigwaren-Suppen

ungepresst in Würfeln



**SORTEN:** STERNCHEN, MELONEN, GRAUPEN  
RIEBELI, RIEBELI MIT TOMATEN

**PREISE:** 1 WÜRFEL (2 Teller) 10 Rp.  
1 STANGE (5 Würfel) 50 Rp.

Dadurch, dass die Teigwaren bei dieser neuen Packung nicht gepresst werden, behalten sie beim Kochen ihre ursprüngliche, ungebrochene Form bei.

In vielen Fällen wo  
die Kinder sonst  
nichts vertragen



wurden vorzügliche Erfolge erzielt mit dem bestbekanntesten, ärztlich sehr empfohlenen

**Oppliger-Kinder-Zwiebackmehl**

Packete à 50 Cts. u. Fr. 1.—

Wo keine Ablage direkt zu beziehen von  
Zwiebackbäckerei Oppliger, Aarberggasse 23, Bern. 286

Vertretung und Lager für die Schweiz:  
Willy Reichelt, Zürich.



Globin

beliebter  
**bester**  
Schuhputz

überall erhältlich

## Kochschule Gümligen

Gegründet 1906 Gegründet 1906

geleitet von **Frau Brechbühler**. Die Dauer dieser Kurse beträgt 4 Wochen. Es werden jeweilen nur 6 Teilnehmerinnen angenommen. Diese Kurse werden von Frauen und Töchtern aus allen Ständen besucht und aufs beste empfohlen. Für die Teilnehmerinnen Logement im Hause. Staubfreie, sonnige, prächtige Lage. Man verlange Prospekt und Referenzen.

185 Bestens empfiehlt sich die Kursleiterin.